

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Jean Warmbold

Totschweigen

Krimi

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Freitag, 11. Juni

Nur nicht den Kopf verlieren, Calloway. Es mußte einen Grund geben, irgendeine logische Erklärung für sein Verschwinden. Vielleicht hatten sich Nachrichten gekreuzt? Oder er hatte seinen Plan in letzter Minute geändert, ein Telegramm, mich in New York nicht mehr erreicht, weil ich schon unterwegs zu diesem gottverlassenen Höllenloch gewesen war?

Um meine Gedanken zu sortieren, machte ich bei einem Schnellimbiss namens May's halt, dem einzigen am Ort. Aber der Kaffee schmeckte wie lauwarmes Spülwasser, und in meinem Kopf herrschte nur erschöpfte Leere. Vor allem setzte mir die beunruhigende Atmosphäre dieses heruntergekommenen Schuppens zu, die so nach abgestandenem Bratfett und Einsamkeit roch, daß ich unwillkürlich an Edward Hoppers traurige Bilder denken mußte.

Ich zündete mir die letzte Zigarette des Tages an und zog Franks Telegramm aus meinem Rucksack:

Schön, von Dir zu hören, Fremde.

Erwarte Deine Ankunft mit offenen Armen.

Immer noch der aufregende Rotschopf, den ich
mal kannte?

Gruß und Kuß - Frank

Doch als ich ihn aus San Francisco anrufen wollte, kam nur »kein Anschluß unter dieser Nummer«. Und heute nachmittag hatte sich seine Adresse als verlassener Bungalow in West-Colston erwiesen. Wenn man bedachte, daß ich Franks Telegramm erst vor zwei Tagen bekommen hatte, wie fügte sich dann alles zusammen?

Natürlich war es möglich, daß er mich absichtlich an der Nase herumführte. Aber warum dann das Telegramm? Es war nie Franks Art gewesen, etwas zu sagen und dabei etwas ganz anderes zu meinen. Zumindest nicht der Frank, den ich mal gekannt hatte, ein Mann, der sich was darauf einbildete, ein absolut aufrichtiger Mistkerl zu sein. Grauenhaft aufrichtig.

Ich ließ mir noch von dem Spülwasser nachschenken und dachte an unsere letzte peinliche Begegnung vor etwa neun Jahren. Es war in Oscar's Bar gewesen, wenn ich mich recht erinnerte, voll mit dem üblichen Freitagabend-Pöbel, die Luft mit abgestandenem Zigarettenrauch und Bierdunst erfüllt. Und ich hatte ihn zuerst entdeckt, ganz in ein angeregtes Gespräch mit einer atemberaubenden Südländerin vertieft, die sich an seine Seite kuschelte. Sofort beugte ich mich über den Brief, den ich gerade las – zweifellos von meiner lieben Mama –, und hoffte, daß das Traumpaar mir zu Gefallen in die Nacht verschwinden würde.

Doch als ich schließlich einen vorsichtigen Blick riskierte, standen Frank und Miss Costa Rica 1984 direkt neben mir. Sie war ein geradezu unnatürlich schlankes Wesen mit dieser Art feuchter brauner Augen, für die Männer Morde begehen würden. Und sie hieß Angelica. *Die Angelica?* überlegte ich düster, während mir das Lächeln im Gesicht gefror. Angelica, deren Telefonnummer auf einer verknautschten Serviette er an jenem entsetzlichen Abend vor drei oder vier Monaten so ganz nebenbei auf meinen Frisiertisch hatte fallen lassen?

Mein Verdacht wurde sofort durch eine gewisse nervöse Geste bestätigt, mit der Franks rechte Hand an sein linkes Ohr läppchen fuhr, eine Angewohnheit, die mir in den zwölf Monaten unserer stürmischen Affäre nur allzu vertraut geworden war. Nach Austausch der erforderlichen Banalitäten entschuldigte ich mich, sammelte die verstreuten Seiten meines Briefes ein und marschierte hoherhobenen Hauptes aus der Tür...

Seitdem waren Jahre vergangen. Frank war seit langem für mich nur mehr eine verwirrende Erinnerung. Bis letzten Monat, als ich auf einem Flug nach Boston *Newsweek* durchblät-

terte und dabei zufällig auf den Bericht über Frank und seine Arbeit stieß. Wie ein elektrischer Schlag war es gewesen, als mich diese blaugrauen Augen plötzlich von den Seiten eines bekannten Nachrichtenmagazins anblickten!

»Aber den Mann kenne ich!« hatte ich überrascht ausgerufen, dem massigen Geschäftsmann neben mir zugewandt.

»Was Sie nicht sagen«, nuschelte der, den Kopf schon fast in meinem Schoß, bevor er zurückschwankte und mir mit einem weiteren Scotch auf Franks Erfolg zuprostete.

Der Artikel war eine ausführliche Zusammenfassung der neuesten Fortschritte in der Gentechnologie, vor allem in Hinsicht darauf, welche Auswirkungen sie auf die Aidsforschung haben könnte. Es gab die üblichen Andeutungen auf kurz bevorstehende Durchbrüche, mit der allgemeinen Tendenz, daß Dr. Frank Winslow von den Genco Laboratorien in Nordkalifornien der führende Kopf auf diesem Gebiet sei und in der Entwicklung eines wirksamen Impfstoffes gegen Aids weit fortgeschritten.

Ich beschloß auf der Stelle, den Kontakt zu Frank wieder aufzunehmen. Ich brauchte dringend eine Story, und der Knüller mit dem in allernächster Zukunft erhältlichen Aidsimpfstoff, aktuell und brandheiß, kam dafür wie gerufen. Noch dazu, wo keiner außer mir über diesen direkten Draht verfügte. Vorausgesetzt natürlich, daß man unsere verflozene Beziehung als direkten Draht bezeichnen konnte, oder als irgendeinen Draht.

Wenn ich absolut ehrlich sein wollte, war es mehr als die Aussicht auf einen anständigen Knüller, die mich vorwärts trieb. Denn plötzlich verlangte ich nach dem Mann wie eine Biene nach Honig. Irgendwas an seiner hageren, sinnlichen Präsenz sprang von dem Hochglanzfoto direkt in meine Magenrube und wirkte sich verheerend auf die Nervenenden aus, die seit Monaten in friedlichem Schlummer gelegen hatten.

So kam es, daß ich meinem Kontaktmann bei *Newsweek* Franks derzeitige Adresse abschmeichelte und ihm ein kurzes Briefchen schickte. Es hatte zwei Tage gedauert, bis sein Antworttelegramm kam. Und zwei weitere, bis ich mich entschlos-

sen hatte, für den Trip nach Westen die mageren Reste von meinem Konto abzuheben. All diese Ausgaben, nur um hier auf diese frustrierende Leere zu stoßen.

Ich starrte auf den Kaffeesatz am Boden meiner Tasse und überdachte die mir verbliebenen Möglichkeiten. Natürlich konnte ich mich an den Stammsitz von Genco in Monterey wenden. Aber sieben Uhr an einem Freitagabend war wohl kaum der geeignete Moment, zweifellos geheime Informationen aus einem privaten Labor herauszukitzeln. Ich überlegte kurz, ob ich den Nachtflug zurück nach New York nehmen sollte. Doch was würde mir das bringen, außer einem leeren Bankkonto und einem Haufen unbeantworteter Fragen, die mich noch wochenlang beschäftigen würden.

Schließlich beschloß ich, noch einen Tag in diesem Wüsten-
nest zu bleiben und ein bißchen weiter zu recherchieren, bevor ich mich geschlagen gab. Auf Nachfragen empfahl mir die stattliche Matrone, die diese Spelunke betrieb, ein Motel etwa acht Meilen südlich. Ich dankte ihr für die Auskunft, bezahlte und trat nach draußen in den sengenden, drückenden Abend.

Sobald ich im Motelzimmer angekommen war, schlug ich mit den für einsame Abende an fremden Orten erforderlichen Vorräten – Erdnußbutter, Roggenknäcke und einer Flasche billigen Weißweins – mein Lager auf und vertiefte mich in einen Krimi von Georges Simenon, den ich aus New York mitgebracht hatte. Innerhalb weniger Augenblicke begann Simenons Zauber wie immer zu wirken, transportierte mich aus dieser Bruchbude in die dämmrigen Straßen einer Kanalstadt im Norden Frankreichs, ein Provinznest, wo Kommissar Maigret und seine Pfeife einen Mann unbarmherzig zur Strecke brachten.

Drei Stunden und eine dreiviertel Flasche Wein später legte ich den ausgelesenen Krimi beiseite, ärgerlich auf mich, daß ich nicht so vorausschauend gewesen war, ein weiteres Buch mitzubringen. Nachdem ich mir den restlichen Wein eingeschenkt hatte, lehnte ich mich gegen die Kissen und ließ den vergangenen Tag noch einmal vor mir ablaufen. Das war eine abendliche Gewohnheit, die ich nach dem Lesen von Gurdjieffs Schriften

angenommen hatte: Erinnerung ist gleich Erfahrung, Erfahrung ist gleich Leben.

Zuerst die Croissants und der Kaffee am späten Vormittag bei Amy in San Francisco, wobei wir uns gegenseitig erzählten, was in letzter Zeit so alles gelaufen war, während wir darauf warteten, daß ihr jugendlicher Bewunderer sein Motorrad für ihren geplanten Wochenendtrip nach Carmel fertig machte. Dann die zwei Stunden, die ich sinnlos bei der schäbigen Autovermietung rumgestanden hatte, bis ich endlich die vierstündige Fahrt über den Highway 5 antreten konnte, aus dem nebelverhangenen San Francisco hinaus in das glühende Ödland der zentralkalifornischen Ebene. Auf der Suche nach Paradise.

Paradise, eine der zahllosen, nach dem Krieg entstandenen »Boomtowns«, die während der letzten vierzig Jahre in dieser leeren, baumlosen Landschaft hochgeschossen waren, sich mit Leben gefüllt hatten und wieder gestorben waren, alle mit den gleichen, austauschbaren Fertighäusern, eines neben dem anderen, Straßenzug um Straßenzug. Deprimierend. Überhaupt nicht Franks Stil dieses Kaff, bis hin zu dem üppigen Löwenzahn auf dem Rasen vorm Haus. Niemals würde Frank solche deutlichen Anzeichen von Faulheit und Vernachlässigung geduldet haben. Aus genau diesem Grund hatte ihn ja auch mein nachlässiger Lebensstil, meine Schlamperei so genervt.

Natürlich war er nicht immer so intolerant gewesen. Zumindest nicht am Anfang. Ich stellte meinen Plastikbecher ab, schloß die Augen und ging in Gedanken zurück, zehn Jahre zurück, zu dem hinreißenden und problematischen ersten Monat, der ersten Woche, dem ersten Abend, an dem wir uns kennengelernt hatten...

Die Veranstaltung fand in der 92sten Straße statt, im Westen von New York, der letzte Ort, an dem ich an jenem nassen und regnerischen Freitagabend sein wollte. Aber ich war trotzdem da, in der ersten Reihe, um von einer Debatte über die ethischen Aspekte der Genforschung zu berichten. Es ging um die abgedroschene Frage, ob der Mensch Gott spielen dürfe. Und

ich war zu durchgefroren, müde und hungrig, um mich einen Dreck um die Antwort zu scheren. Meine Gedanken schweiften zu den Pizzaresten, die ich später am Abend vor dem Fernseher verputzen würde.

Dann begann er zu sprechen. Und da war etwas in seinem Auftreten, nicht so sehr in dem, was er sagte, sondern wie er es sagte, das mich schlagartig in die Gegenwart des großen, schlecht geheizten Raumes zurückholte. Seine Worte waren gewichtig, sein Ton nachdenklich und überzeugend, und sein Aussehen, falls man auf so was stand, absolut erstklassig. Und das Erstaunlichste war, daß er trotz eines ganzen Saals voller Zuhörer den größten Teil seines Charismas auf mich richtete.

Vertreter der Presse waren nach der Diskussion zu einer Cocktailparty geladen. Normalerweise mied ich solche Veranstaltungen; immer dieselben Gesichter, die stets gleiche banale Konversation, der verwässerte Punsch und zerlaufener, überreifer Brie. Aber an diesem Abend machte ich eine Ausnahme, sauste nach Hause, um mich rasch umzuziehen, bevor ich mit dem Taxi quer durch die Stadt zur Wohnung einer gewissen Esther Squire fuhr.

Die Wohnung war vom Feinsten und bis zum Rand mit New Yorks intellektueller Schickeria angefüllt. Nachdem ich mich rasch in die Küche und zum nächsterreichbaren Weinglas durchgedrängt hatte, quetschte ich mich an Knien und Ellbogen vorbei in den Salon und eroberte mir einen einigermaßen freien Stehplatz neben dem Marmorkamin. Von meinem Aussichtspunkt war der fragliche Mann nirgends zu sehen. War er bereits dagewesen und wieder gegangen? Ich trat auf der Stelle, hielt mich an meinen Wein und wärmte mich dankbar an der Hitze des neben mir knisternden Feuers.

»Sie sollten sich einen Kassettenrecorder zulegen, junge Frau. Das dauernde Papiergeraschel kann einem schwer auf die Nerven gehen.«

Die Stimme hatte einen provokativ vertraulichen Ton. Ich fuhr herum, sah direkt in die Augen meines eleganten Genetikers und vergoß den letzten Rest Wein aus meinem Glas, der

auf dem Läufer zu unseren Füßen einen dunkelroten Fleck in Rorschachqualität hinterließ.

»Das war eine äußerst faszinierende Diskussion, die Sie zwei da heute abend geführt haben«, sagte ich und übergang seine Bemerkung über das raschelnde Papier. »Wobei ich selbstverständlich auf Rifkins Seite stehe.«

»Selbstverständlich«, wiederholte er trocken und fuhr sich mit dem Finger über das wohlgeformte Kinn.

»Das ist eine Frage des Prinzips, meinen Sie nicht? Und der Sicherheit. Wenn Sie dieses Spiel spielen wollen, sollten Sie besser akzeptieren, daß andere die Regeln aufstellen. Besonders, wenn das Spiel Experimente mit dem Lebensprozeß selbst umfaßt.«

»Im Gegenteil, Miss...?«

»Calloway. Sarah Calloway.«

»Da wir diejenigen sind, die dieses ›Spiel‹ spielen, wie Sie das so nonchalant ausdrücken, sind wir auch die einzigen, die überhaupt eine Ahnung haben, wie die Regeln aussehen sollten.«

»Aber es fällt mir schwer zu glauben, daß ihr Genetiker, oder auch alle anderen Wissenschaftler, fähig seid, die notwendigen Bremsen in eure Forschungsarbeit einzubauen. Darauf seid ihr einfach nicht programmiert. Und in aller Ernsthaftigkeit, Doktor, wie können Sie so absolut davon überzeugt sein, daß es auf dem Weg zu Ihren Wunderheilmitteln niemals zu einem genetischen Unfall kommen wird?«

»Wie zum Beispiel?«

»Es läuft alles auf die simple Tatsache hinaus, auf die Mr. Rifkin während der ganzen Debatte gepocht hat. Biosysteme zu kombinieren, die die Natur in all ihrer Weisheit seit Beginn der Zeit voneinander getrennt hat, ist eine gefährliche Angelegenheit. Punktum.«

»Verstehe.«

»Darf ich davon ausgehen, daß Rifkins Behauptung, ihr Genetiker würdet alle möglichen Viren isolieren und sie mit menschlichem Zellgewebe kombinieren, korrekt ist? Und daß dieses genetische Herumbasteln möglicherweise harmlose Viren in extrem gefährliche verwandeln kann?«

»Könnten Sie sich etwas genauer ausdrücken, junge Frau?«

»Na, denken Sie doch nur an das Naheliegendste und stellen Sie sich vor, daß früher oder später eine dieser Monsterkreuzungen aus dem Labor entweicht.«

Er lachte spöttisch und schüttelte den Kopf. »Erstens finden alle Experimente mit tierischem und menschlichem DNA in Hochsicherheitslabors statt, wo ein Entweichen praktisch unmöglich ist. Zweitens sind trotz aller Gerüchte diese genetischen Kreuzungen nicht durch die Luft übertragbar und könnten außerhalb der geschützten Umgebung des Labors genausowenig überleben wie ein Fisch ohne Wasser. Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Was hat das damit zu tun?«

»Es sind immer die Jungen«, murmelte er mit einem wissenden Kopfnicken. »Schauen Sie, Miss Calloway, rekombinantes DNA ist nun mal ein sehr komplexes Gebiet, und ich habe es satt, es mit jedem dahergelaufenen –«

»Jeder dahergelaufenen –«

»–Amateurexperten durchzudiskutieren, wobei keiner dieser ›Experten‹ auch nur die geringste Ahnung hat, wovon er redet. Es sind nie die Informierten, die mich in diese sinnlosen Debatten verwickeln.«

»Aua.«

»War nicht böse gemeint«, fügte er mit einem kaum angedeuteten Lächeln hinzu.

»Wirklich? Tja, schätze, ich weiß, wann ich besser den Rückzug antreten sollte«, meinte ich zurückhaltend und stellte mein Glas ab. »Aber trotzdem, Doktor. Sowenig ich auch über die Einzelheiten Ihrer Arbeit innerhalb des Labors informiert sein mag, weiß ich doch genug über die Welt außerhalb des Labors, um ganz sicher zu sein, daß man die Wunder der Gentechnik – was auch immer sie sein mögen – zweifellos zu den schlechtesten Zwecken benutzen und dadurch alles noch schlimmer machen wird, als es ohnehin schon ist.«

»Meine Güte, was für ein Abgang«, bemerkte er trocken.

In diesem Moment schlenderte eine aufreizende Blondine heran und hakte meinen neuen Freund besitzergreifend unter.

»Würdest du uns vorstellen?« schnurrte sie, während sie mich rasch von Kopf bis Fuß musterte.

»Sarah Calloway, Esther Squire«, sagte er bloß, während er sich geschmeidig aus dem Griff der Frau befreite.

Ms. Squire. Die Gastgeberin, natürlich.

»Ich muß sagen, Sie haben es wirklich sehr schön hier«, brachte ich mit einem raschen Lächeln hervor. Eindeutig nicht die Art Frau, der man die Hand schüttelt, entschied ich. »Tut mir leid, aber ich habe Ihren Namen vergessen, Doktor«, log ich und wandte mich Frank wieder zu.

»Aber ich dachte, jeder würde den berühmten Dr. Winslow kennen«, flötete Esther und fuhr ihm spielerisch mit dem Finger am Ohr entlang.

»Frank Winslow«, stellte er sich vor und bedachte mich mit einem dieser durchdringenden Blicke, für die er, was ich nicht wissen konnte, seit langem berühmt war.

»Tja, Dr. Winslow, ich danke Ihnen für einen überaus aufschlußreichen Abend, sowohl auf dem Podium als auch hier. Hat mich sehr gefreut, Sie beide kennengelernt zu haben.« Und mit einem letzten Nicken verschwand ich in Richtung Küche, um mir meinen Mantel zu holen.

»Sie wollen uns schon verlassen?«

Ich drehte mich um und lachte erstaunt, weil er mir gefolgt war.

»Solche Veranstaltungen wie diese liegen mir nicht sonderlich, um die Wahrheit zu sagen.«

»Und da laufen Sie einfach überstürzt weg? Noch bevor wir unsere Unterhaltung beendet haben?«

»Mir kam es so vor, als wäre sie mehr als beendet.«

»Sarah«, wies er mich mahnend zurecht und schüttelte den Kopf. Irgendwas in der anzüglichen Art, in der er meinen Namen ausgesprochen hatte, schien ungeahnte Perspektiven zwischen uns zu eröffnen.

Ich erwiderte sein halbes Lächeln, lehnte mich gegen den Rand der Arbeitsplatte und wartete auf seinen nächsten Schritt.

»Das ist schon besser«, neckte er und zupfte am Kragen meines Parkas. »Die Sache ist also noch nicht beendet?«

»Könnten Sie sich etwas genauer ausdrücken?«

Seine Antwort bestand nur aus dem wissenden Blick, mit dem er mich unverwandt bedachte.

»Na gut«, sagte ich und fischte eine Visitenkarte aus meiner Handtasche. »Rufen Sie mich doch einmal an, und wir sehen dann, wie es weitergeht.«

»Wie wär's mit heute abend, Sarah?«

»Heute?«

»Ich wohne nicht weit von hier«, entgegnete er und nickte in Richtung des Küchenfensters.

Wieder lehnte ich mich an die Arbeitsplatte und betrachtete den Mann.

»Machen Sie das immer so?«

»Was?«

»Suchen sich eine ahnungslose ZuhörerIn aus dem Publikum aus, nehmen sie an den Haken und schleppen sie mit nach Hause?«

Er lächelte, legte den Kopf schräg und ließ seinen Blick offen auf der halb durchsichtigen Seidenbluse ruhen, die ich angezogen hatte, bevor ich hergekommen war. »Und wer nimmt hier heute abend wen auf den Haken?«

Ich lachte, weil er mit dieser Bemerkung nicht ganz falsch lag.

»Ich bin ein verheirateter Mann, Sarah.«

»Puh. Na, vielen Dank für Ihre Aufrichtigkeit, Doktor. Aber das bedeutet, daß ich jetzt verschwinde.«

»Warum?« protestierte er leise und griff nach meinem Arm, als ich mich zum Gehen wandte.

»Aus den offensichtlichen Gründen.«

»Meine Frau und ich haben eine Vereinbarung.«

»Wie schön. Aber das geht nur Ihre Frau und Sie etwas an. Ich bin einfach nicht daran interessiert, irgendwas anzufangen...« Anzufangen? Was denn?

»Ich mache einen hervorragenden Tee.«

»Ja. Kann ich mir vorstellen.«

»Sie mögen doch Tee, oder?«

»Nicht besonders.«